

## MEIN STANDPUNKT



Professor Bruno S. Frey  
über  
Rohstoffe und Wachstum

Manche Leser mögen sich an ihren Geografieunterricht erinnern. Dort wurde häufig die Aufgabe gestellt, auf einer Karte die Rohstoffvorkommen einzuzeichnen. Die besten Noten erhielt, wer am treffsichersten eintragen konnte, wo Kohle oder Eisenerze vorkommen. Als Schweizer Schüler war man enttäuscht, wie schlecht dabei unser Land im Vergleich zu andern Nationen abschneidet. Die Vorstellung war, dass der Besitz von natürlichen Rohstoffen für die wirtschaftliche Entwicklung günstig sei. Noch heute sind viele Leute überzeugt, ein Reichtum an Rohstoffen bedeute wirtschaftlichen Wohlstand.

Genau das Gegenteil ist jedoch richtig: Ein Land ohne natürliche Rohstoffe kann sich glücklich schätzen. Die Wachstumsaussichten sind besser als für ein Land, das über reiche natürliche Ressourcen verfügt. Diese Aussage wird durch empirische Untersuchungen gestützt. Gemäss einer soeben erschienenen Studie ist das reale Wirtschaftswachstum umso höher, je kleiner der primäre Sektor ist. Dieser umfasst wirtschaftliche Tätigkeiten bei der Ausbeutung der Rohstoffe und in der Landwirtschaft. In einem Land, in dem statt 30 Prozent nur 5 Prozent der Beschäftigten im primären Sektor arbeiten, ist das Wirtschaftswachstum im Durchschnitt einen halben Prozentpunkt pro Jahr höher. Auf den ersten Blick mag dies wenig erscheinen, aber wegen des kumulativen Effekts ist der Unterschied nach einigen Jahrzehnten erheblich. Wächst zum Beispiel ein Land mit grossem Primärsektor 1 Prozent pro Jahr, steigert sich das Niveau des Sozialproduktes nach 50 Jahren von 100 auf 164. In einem Land mit kleinem Primärsektor wird im gleichen Zeitraum ein Niveau von 211 erreicht. Nach 50 Jahren ist somit das Einkommen des rohstoffarmen Landes um 29 Prozent höher – ein riesiger Unterschied.

Hier zwei Gründe für dieses überraschende Ergebnis: Erstens stellt heute der Primärsektor eine riesige finanzielle Belastung für eine Volkswirtschaft dar. Wegen der geringeren Produktivität im Vergleich zu andern Sektoren sind die durch Arbeit erzielbaren Einkommen tief.

Zum Ausgleich werden riesige Umverteilungen durchgeführt. Den produktiveren Sektoren wird dadurch eine Bürde auferlegt, die sie an ihrer eigenen Entwicklung hindert. Gleichzeitig reduzieren die Einkommenszuschüsse die Anreize der Arbeitnehmer, sich in Richtung produktiverer Aktivitäten umzuorientieren. So werden zum Beispiel noch heute in Deutschland junge Leute veranlasst, Grubenarbeiter zu werden, obwohl die Zukunftsaussichten miserabel sind. Wir kennen in der Schweiz diese Situation von der Landwirtschaft, die uns hohe Steuern und hohe Lebensmittelpreise beschert.

Der zweite Grund, warum Rohstoffreichtum die wirtschaftliche Entwicklung hemmt, liegt beim Humankapital. Im Primärsektor sind die Arbeitnehmer im Durchschnitt weniger gut ausgebildet und es wird weniger in die Ausbildung investiert.

Beschäftigte im Dienstleistungssektor werden weit besser für die Zukunft ausgebildet.

Bildet Ölreichtum nicht eine Ausnahme? Nicht unbedingt. Richtig ist zwar, dass sich durch Ölexporte hohe Einkommen erzielen lassen. Wie wir aber von vielen Ölländern wissen,

werden diese Einnahmen allzu häufig für Luxuskonsum und Prestigebauten verwendet. Selten werden das Humankapital und die Infrastruktur gefördert. Darüber hinaus führt Reichtum aus Öl häufig zu einem Verlust der Arbeitsmotivation, wie das Beispiel Venezuela zeigt. Längerfristig sind deshalb die Wachstumsaussichten von Ölländern schlecht.

Statt die Schüler damit zu plagen, Vorkommen an natürlichen Rohstoffen aufzuzeigen, sollten sie stattdessen Forschungszentren, Think Tanks, Universitäten und Fachhochschulen eintragen.

Die rohstoffarme Schweiz befindet sich im Prinzip in einer günstigen Ausgangslage. Zwar werden wir durch die Landwirtschaft belastet. Aber wir haben keine weiteren Rohstoffe, die uns zu kostspieligen Umverteilungen zwingen. Die langfristigen Wachstumsaussichten sind deshalb gut. Allerdings müssen wir die dadurch freien Mittel für den Aufbau des wirklich entscheidenden «Rohstoffs», des Humankapitals, verwenden. Gerade im Fall der Spitzenausbildung an den Universitäten ist dies jedoch nicht der Fall. Das Verhältnis der Zahl von Dozierenden zu Studierenden hat sich in den letzten Jahrzehnten drastisch verschlechtert. Damit vertun wir Schweizer unsere Zukunft.

«Ein Land  
ohne natürliche  
Rohstoffe kann  
sich glücklich  
schätzen»